

»Hätt's beinahe verloren, schätze ich, aber es wird allmählich besser.«

Sie plauderten über dieses und jenes. Wen sie kannten und wo sie gewesen waren und wohin sie gehen wollten. Nach einer Stunde hatten beide das Gefühl, daß sie wahrscheinlich Freunde werden würden.

»Wenn Sie doch nur stillhalten könnten, Captain.«

Stillhalten? Er wollte den Verband selbst herunterreißen. Warum dauerte es nur so lange – sadistische Bastarde. Er fühlte das Blut in seinen Ohren pochen, als wäre sein Herz dorthin gerutscht. Seine Handflächen waren schweißfeucht, und er hielt den Atem an, als der Verband abgenommen wurde.

»Sie können jetzt Ihre Augen öffnen, das Zimmer ist verdunkelt. Wie viele Finger halte ich in die Höhe?« fragte der Arzt ruhig. Vorsichtig öffnete Marshall die Augen und schloß sie sofort wieder. Obwohl das Zimmer verdunkelt war, schmerzte das Licht, als würde es seine Augäpfel durchbohren. Blinzelnd, wie in der Sonne, öffnete er sie noch einmal.

»Drei, Doktor«, murmelte er mühsam, während er mit zusammengekniffenen Augen die drei dicken Finger des Arztes vor seinem Gesicht ansah. »Drei!« Und er begann vor allen, vor dem Arzt und den Krankenschwestern, vor Erleichterung zu weinen.

## Kapitel 2

Marshall blickte über den Tisch und betrachtete eingehend seinen neuen Freund, von dem er bisher nur die Stimme kannte. Richard war aus dem Krankenhaus entlassen worden, als Marshall noch den Kopfverband getragen hatte. Ihm gegenüber saß ein schlanker, vierundzwanzigjähriger Mann, mittelgroß, mit einem Schopf dunkelroten Haars, dessen Lockenpracht auch die reichlich aufgetragene Pomade nicht bändigen konnte. Sein Gesicht war zartgliedrig mit hohen Wangenknochen, einer schmalen *Nase* und schönen hellgrauen Augen. Beim Reden gestikulierte er ausdrucksvoll mit seinen langen, schmalen Händen.

Er war das krasse Gegenstück zu seinem Gefährten. Marshall war gut einsdreiundachtzig groß und kräftig gebaut, jetzt achtundzwanzig. Trotz seines Aufenthalts im Krankenhaus hatte er den schweren, muskulösen Körper eines Sportlers. Sein eckiges Gesicht mit dem festen Kinn und dem vollen Mund war normalerweise von den Stunden im Freien angenehm gebräunt, aber die Monate als kriegsversehrter Rekonvaleszent hatten seinen Teint blaß werden lassen. In dieser Blässe wirkten seine blauen Augen größer und verliehen zusammen mit dem beinahe schwarzen Haar seinem Gesicht einen beinahe wilden Ausdruck. Er besaß die Haltung und das Gesicht eines Mannes, der immer beachtet wurde, und das wußte er.

Beide Männer trugen Zivil. Richard, weil er als Kriegsversehrter zurückgestellt worden war, und Marshall, weil ihm seine Uniform nach dem Krankenhausaufenthalt nicht mehr paßte.

»Was wollen wir unternehmen? Wir sollten Silvester feiern, jetzt, da wir 1916 mehr oder weniger heil überlebt haben.« Marshall klopfte auf den Spazierstock, der an seinem Stuhl lehnte.

»Es fällt einem nicht leicht, etwas zu feiern, wenn man an die armen Kerle an der Front denkt, nicht wahr?«

»Wir können doch auf ihr Wohl trinken. Bestimmt würden sie dasselbe für uns tun, wenn die Rollen umgekehrt verteilt wären«, sagte Marshall hastig, besorgt darüber, daß Richard es ernst meinen könnte. Er jedenfalls hatte die Absicht zu feiern.

»Es überrascht mich, daß du ausgerechnet am letzten Tag des Jahres aus dem Krankenhaus entlassen wurdest. Haben sie denn keine Angst, du könntest dich sinnlos betrinken?«

»Ich habe auch vor, mich zu betrinken. Aber sie haben mich nicht entlassen, ich habe mich selbst entlassen. Nachdem du fort warst, habe ich mich zu Tode gelangweilt. Und ich bin überzeugt, alle Offiziere werden von den häßlichsten Krankenschwestern versorgt. Das wünsche ich mir heute nacht, eine Frau – es ist so lange her ...« Marshalls Lippen umspielte bei dem Gedanken an einen weiblichen Körper ein genüßliches, träges Lächeln.

»Wir gehen ins *Empire*. Eine Freundin von mir tritt dort in der Show auf. Ich werde sie bitten, eine Freundin mitzubringen, und dann können wir im *Eddington* feiern. Ich habe dort eine Suite.«

»Daisy hat mir dort Hausverbot erteilt.«

»Wann war das?«

»1914. Lebenslang, hat sie gesagt.« Marshall schnitt eine Grimasse.

»Was hast du denn, um Himmels willen, angestellt?«

»Ich kann mich nicht erinnern, ich war so betrunken ... ich glaube, ich habe ihre *Aspidistra* angepinkelt.«

»Doch nicht *die* *Aspidistra*?« fragte Richard lachend.

»Genau die.« Marshall schüttelte in gespielter Reue den Kopf.

»Sie hat's sicher vergessen. Und außerdem ist die liebe alte Daisy Lavender nicht nachtragend.« Richard wählte Zigarren für beide aus dem geschnitzten Kästchen, das ihm ein Kellner hinhielt.

»Da gibt's nur ein Problem«, sagte Marshall, nachdem ihre Zigarren zu ihrer Zufriedenheit brannten. »Ich fürchte, du wirst ohne mich gehen müssen. Ich bin im Augenblick in einer etwas peinlichen finanziellen Notlage – bloß vorübergehend, verstehst du, und das *Eddington* ist verdammt teuer.«

»Mein lieber Freund, da es mein Vorschlag war, bist du selbstverständlich mein Gast. Es würde mir nicht im Traum einfallen, dich für irgend etwas bezahlen zu lassen.«

»Das ist außerordentlich nett von dir, alter Knabe. Wenn ich wieder bei Ka se bin, lade ich dich ein«, sagte Marshall sichtlich erleichtert. Er konnte sich nicht vorstellen, wann dieser gloriose Tag je anbrechen würde, aber durch sein eigenes großzügiges Angebot konnte er Richards Gastfreundschaft unbeschwert akzeptieren.

»Verzeihung.« Beide blickten auf und sahen eine hübsche junge Dame im Abendkleid an ihrem Tisch stehen. Ihre Hände umkrampften ein kleines besticktes Täschchen.

»Mit Vergnügen«, sagten beide gleichzeitig. Einander angrinsend, sprangen sie auf und wollten den einzigen freien Stuhl der Lady anbieten.

»Für Feiglinge wie euch«, sagte sie eisig, öffnete ihr Abendtäschchen und nahm zwei weiße Federn heraus, die sie auf den Tisch legte.

»Oh, hören Sie mal«, empörte sich Richard. »Das ist verdammt unfair ...«

Marshall sagte nichts, aber sein Gesicht drückte alles aus, als er einen Schritt auf die junge Dame zutrat. Da sie fürchtete, er wolle sie schlagen, hob sie schützend den Arm vors Gesicht. Aber Marshall entriß ihr nur ihre Handtasche, öffnete sie und schüttelte mit einer schwungvollen Geste die Federn hoch in die Luft. Ein Windhauch vom Fenster erfaßte sie und wirbelte sie in hohem Bogen durch den Speisesaal.

»Da haben Sie Ihre Federn, Madame«, zischte Marshall ihr mit solcher Vehemenz zu, daß die junge Dame vor ihm zurückwich und zwei stämmigen Kellnern in die Arme fiel. Ohne weiteres Aufhebens packten diese sie bei den Ellbogen, hoben sie hoch, ignorierten ihr Kreischen und ihre strampelnden Beine und trugen sie aus dem Restaurant. Die meisten Gäste konzentrierten sich voller Verlegenheit auf ihr Essen.

Der Oberkellner kam mit bestürztem Gesichtsausdruck an den Tisch der beiden geeilt. Als er den Saal durchquerte, verneigte er sich nach links und rechts, murmelte in

einem Gemisch aus Italienisch und Englisch fortlaufend Entschuldigungen, während sein Blick durch sein geliebtes Restaurant schweifte. Mit einer behenden Bewegung schnappte er nach einer Feder, die auf einem Bissen Filet Mignon gelandet war, der an einer Gabel steckte und eben in einem herzoglichen Mund verschwinden sollte. Zwei weitere Federn entfernte er von dem Diadem einer Marquise, ließ mit einer geschickten Geste das mit einer Feder verzierte Glas mit Claret vom Tisch eines Barons verschwinden und bedeutete dem Weinkellner, es zu ersetzen. Schließlich erreichte er völlig außer Atem den Tisch von Marshall und Richard.

»Captain Frobisher, ich bin zutiefst bestürzt.« Das Gesicht des Oberkellners war vor Empörung verzerrt. Er rang die Hände, zupfte jedoch gleich darauf Federn von Richards Anzug.

»Schon gut, Luigi. Es war nicht Ihre Schuld. Diese verdammten Frauen tauchen überall auf.« Richard versuchte den Mann zu beruhigen.

»Ich find's einfach unverschämt«, platzte Marshall heraus und wischte sich die Federn ab. »Wie können Sie ein derartiges Gesindel in Ihr Restaurant lassen?«

»Sir, entschuldigen Sie bitte ... Aber, Sir, Sie haben die junge Dame gesehen, sie wirkte absolut respektabel«, sagte Luigi mit weinerlicher Stimme, die um Vergebung flehte.

»Es war unsere Schuld, weil wir keine Uniform tragen. Sie konnte es nicht wissen«, sagte Richard verständnisvoll.

»Ich sehe nicht ein, warum ich nicht anziehen kann, was ich will, wenn ich zum Dinner ausgehe. Einen derartigen Affront hätte ich im *Ritz* nicht erwartet«, sagte Marshall entrüstet. »Komm, Richard, laß uns gehen.« Er griff nach seinem Spazierstock, wirbelte ihn beschwingt durch die Luft und humpelte mit übertriebener Dramatik zur Tür. Die anderen Gäste erhoben sich und applaudierten den beiden Freunden enthusiastisch. Marshall akzeptierte den Applaus mit einem breiten Grinsen und einem theatralischen Salut. Richard folgte ihm peinlich berührt nach draußen.

Auf dem Gehsteig brach Marshall in brüllendes Gelächter aus.

»Was ist daran so komisch?«

»Welch ein Glück, daß dieses Miststück aufgetaucht ist. Der Auftritt war es wert, die Zeche nicht bezahlen zu müssen, meinst du nicht auch?«

»Du lieber Himmel, Marshall. Das habe ich glatt vergessen«, sagte Richard und wollte umkehren.

»Wo willst du hin?«

»Ins Restaurant, um zu bezahlen, natürlich.«

»Sei doch kein verdammter Dummkopf.«

»Wirklich, Marshall, wir müssen bezahlen. Es wäre Zechprellerei.«

Marshall stapfte in der eisigen Kälte auf und ab, schlang die Arme um seinen Körper, um sich warm zu halten, während er auf Richard wartete.

»Ich hoffe, du hast nicht für mich bezahlt«, sagte er, sobald Richard wieder erschien.

»Sie haben mich für keinen von uns beiden bezahlen lassen, stell dir nur vor.«

»Na, da hast du's«, meinte Marshall selbstzufrieden.

»Das ist etwas anderes. Es war ihre Entscheidung. Taxi.« Richard hob die Hand, und als ein Wagen hielt, kletterten sie hinein. Richard gab dem Fahrer Anweisungen und ließ sich dann in den Sitz zurückfallen. Das Vorkommnis hatte ihn aufgeregt. Nicht so sehr das Benehmen der jungen Frau – das war nur ein albernes Mißverständnis gewesen –, sondern Marshalls kleinlicher Betrugsversuch verstörte ihn. Er haßte Gemeinheit in jeder Form und verabscheute Unehrllichkeit. Er konnte diesen Charakterzug in einem Menschen wie Marshall nicht verstehen. Verstimmt schaute er zum Fenster hinaus. Aber andererseits wollte er es sich mit seinem neuen Freund nicht verderben. Er mochte ihn. So viele seiner alten Freunde waren jetzt tot, elend gestorben da draußen in den Schützengräben, so daß er jetzt nur noch wenige Freunde hatte. Er wischte das Kondenswasser von der Scheibe. Marshall konnte nichts dafür, daß er knapp bei Kasse war. Vielleicht hätte er an Marshalls Stelle ähnlich gehandelt? Jedenfalls würde er Francine in fünf Minuten wiedersehen. Dieser Gedanke stimmte ihn derart fröhlich, daß er Marshall einen Schluck aus seiner Taschenflasche anbot und ihm auf die Schulter klopfte.

»Tut mir leid, daß ich vorhin so grob war«, sagte er schüchtern.

»Grob? Ich hab's nicht mal gemerkt, alter Knabe. Warst du das tatsächlich?« entgegnete Marshall edelmütig, als das Taxi vor dem Theater hielt. Marshall kramte in seinen Taschen nach Kleingeld, aber Richard schob ihn beiseite und bestand darauf, das Taxi zu bezahlen.

Richard lief behende die Treppe zum Foyer hinauf, während Marshall mühsam hinterherhinkte. Richard erwartete ihn auf dem oberen Absatz und murmelte Entschuldigungen für seine Gedankenlosigkeit.

»Sie muß ja was ganz Besonderes sein«, sagte Marshall grinsend, als er endlich oben ankam.

»Das ist sie, das ist sie.«

Die Show war in vollem Gang, als sie zu der Bar im ersten Rang kamen und zwei große Brandies bestellten. Das Theater war vollgepackt, das Publikum bestand hauptsächlich aus Männern in Uniform, die sich lautstark unterhielten und den Komödianten völlig ignorierten, dessen Scherze niemandem ein Lachen entlockten. Die beiden Freunde stützten sich mit den Ellbogen auf das mit Samt bezogene Geländer, das die Bar vom Auditorium trennte.

Der schwere Vorhang senkte sich, und der Komödiant wurde mit spärlichem Applaus verabschiedet. Hinter dem Vorhang hörte man die Kulissenschieber fluchen. Das Publikum rutschte unruhig auf den Sitzen hin und her, und im Theater herrschte plötzlich angespannte Erwartung.

Das Orchester im Graben stimmte *In a Monastery Garden* an. Der Vorhang teilte sich und enthüllte eine schlecht gemalte Landschaft. Wolken waren auf einen unwahrscheinlich blauen Himmel gepinselt, grellbunte Blumen blühten zwischen baumähnlichen Gebilden, und die ganze Kulisse schwankte bedrohlich. Völlig unpassend stand in dieser Landschaft eine wackelige weiße Treppe, deren oberes Ende in der Seitenkulisse verschwand.